Die Reise.

Von Max Preis.

Vom Hause führten zwei hohe Stufen in den kleinen Garten; und der Friedl mußte sich gewaltsam plagen und die dicken Beinchen sehr mühselig strecken, um da hinunterzukommen. Aber es stand dafür! An der Mauer lehnte eine Bank, die grüner war als alle Blätter des Gartens zusammen, und glänzte von frischem Lack und Sonnenschein. Die faule Katze Minka blinzelte lustig, wie der Friedl so wichtigthuerisch herabgekollert kam, und alle gelben und blauen und rothen Blumen lachten und nickten mit den Köpfen: Guten Morgen, klein Friedl, guten Morgen!"

Der Friedl steckte die Händchen vorthin, wo die großen Leute Hosentaschen haben, und schaute in den Himmel, bis ihm die Augen weh thaten; dann ging er bedächtig und langsam zu der kleinen Pfütze, in der die alte Schopfente das Bad ihrer Kinder beaufsichtigte. Klein Friedl setzte sich in's Gras zwischen frische, grüne Kresse und glänzende Butterblumen, sah eine Weile vergnügt in den kleinen Tümpel und begann dann mit einer alten Peitschenschnur zu angeln.

In dem Tümple war es so blau, als wäre ein Stückchen Himmel hineingefallen; manchmal kam eine ganz kleine weiße Wolke und schaukelte über das Wässerchen hin. Mama Schopfente schnatterte mit den Kindern und am Zaun saß eine Drossel und sang. Es war Alles rundum unendlich hell und lustig; nur der dicke Friedl saß so ernst und würdevoll da, als wäre er der alte brummige Meister Schweichhart vom Nebenhause. Er sah starr auf seine Schnur und hatte dabei viele schwere und kluge Gedanken.

Er dachte nach, wie lange er eigentlich schon in diesem Hause bei Vater und Mutter war; es mußte schon sehr lange sein. Minka, die Katze, war erst viel später gekommen — von der Schopfente gar nicht zu reden. Die grüne Bank allerdings war immer da gewesen; aber die war ja eigentlich nicht lebendig und man konnte sich nicht gut mit ihr vergleichen. Der lange Peter aber war nur ganz kurze Zeit beim Vater im Geschäft gewesen: und die dicke Kathi hatte die Mutter auch bald weggeschickt. Und die liebe kleine Gretelschwester war nach einem Jahre in einer kleinen Kiste in den Himmel gefahren. Damals war Friedl drei Jahre alt gewesen und hatte geweint vor Neid über die schöne Reise. Aber das war schon lange her. Klein Friedl stand mit einem plötzlichen Entschlusse auf. Nein, so ging das nicht weiter! Er konnte nicht sein ganzes Leben lang bei Vater und Mutter bleiben; er mußte auch fort. Er packte seine Peitschenschnur ein und stackelte ins Haus.

„Mutter", sagte er, „pack mir ein Pinkerl, wie der lange Peter eines gehabt hat, ich geh' fort."

„Aber, Friedl, was fällt Dir denn ein? Geh' schön Ball spielen!"

Aber Klein Friedl hatte einen dicken Kopf.

„Nein, ich will ein Pinkerl und geh' fort."

„Aber warum denn? Hat Dir wer was than?"

„Nein, aber ich kann nicht immer da bleiben, ich will ein Pinkerl und geh' fort!"

„Hörst, Friederl, wir haben heute einen Topfenstrudel; da wirst doch nicht fort gehen."

Das war eine schwere Versuchung: Klein Friedl schluckte ein paar mal und dann entschied er sich: „Giebst mir halt an Strudel mit und ein Pinkerl und ich geh' fort!"

Das machte der Frau Bauer Spaß, und so packte sie einen kleinen Pinkel zurecht, gab dem Friedl Vaters großen Stock und sagte: „Glückliche Reise, Friederl."

„Also Adieu, Mutter", sagte der Friedl, machte sich auf die Beine, kollerte die zwei Stufen in den Garten hinunter und ging stolz an der Entenpfütze vorbei; wie er beim Gartenzaun war, fragte die Mutter:

„Na, Friederl, wohin gehst denn eigentlich?"

„Ja, an das hatte der Friedl noch nicht gedacht; er blieb stehen und schaute rathlos die Mutter an. „Weißt was", schlug die vor, „geh' zum Nachbar Schweichhart, willst?"

Da ging der Friedl auf die Straße hinaus; die Mutter aber versteckte sich hinter dem Fliederbusch und sah zu, was ihr Bub wohl anfangen würde.

Meister Schweichhart, der Schmied, war ein verbitterter, unfreundlicher Mann, der würde dem Friedl die Lust zum Wandern bald vergessen lassen!

Vor der Schmiede lag ein verbogenes Wagenrad und daneben saß die rothhaarige Mariedl. Meister Schweichhart's Jüngste; sie rieb mit vieler Begeisterung ihrem Bruder Lenzl Wagenschmiere ins Gesicht; Flori, der älteste der dreizehn Schweichhart Kinder, hingegen vergnügte sich damit, dem struppigen Hunde Türkl Sand in die Ohren zu füllen.

Der dicke Friedl sah dem eine Zeit lang nachdenklich zu und wußte nicht recht, sollte er den Flori mit Neid oder Verachtung betrachten. Schließlich sagte er wichtig: „Hörst, ich hab' aber an Topfenstrudel!" Der Flori warf gleichgiltig eine letzte Hand voll Sand nach Friedl's „Pinkerl" und ging pfeifend in die Schmiede. Da faßte sich Klein Friedl ein Herz und ging ihm nach. Meister Schweichhart sah erstaunt und durchaus nicht freundlich den Gast an.

„Was willst?"

„Dableiben", meinte der Friedl.

„Di' kunnt ma' brauchen! Schau daß D'ham kummst!"

„Na", sagte der Friedl, „dort war ich zu lang, das geht net mehr."

Der Meister Schweichhart schüttelte den Kopf und dachte nach, was das bedeuten könne. Dann sagte er: „I hab' selber dreizehne, kann koans mehr brauchen, geh' leicht zan reichen Herrn Koppe hinter der Kirchen, der hat ja Geld gnua, der kann si' so an G'spaß derlauben, ha?"

Der kleine Friedl stand betrübt und nachdenklich.

„Himmelherrgott, jetzen schau schon, daß D' aufikummst — hab' koa Zeit net für Dich", polterte der Schmied plötzlich los.

Da schluckte Friedl ganz plötzlich ein paarmal hinunter und marschirte davon.

Eigentlich war es viel besser, zum Herrn Koppe zu gehen, der hatte einen Wagen und ein Pferd und eine große Dose mit lustigen bunten Zuckerln. Und er selbst war auch viel lustiger und freundlicher als der Meister Schweichhart. Ganz vergnügt trabte klein Friedl den Hauptplatz entlang und in Herrn Koppe's Geschäft.

Dort erklärte er die Sache, erzählte Einiges von der Minke und dem Topfenstrudel und Herrn Koppe's Gesicht wurde immer lustiger und freundlicher, aber schließlich sagte er: „Weißt, Friederl, bei mir kann ich Dich nicht behalten, weil ich jetzt verreisen muß. Gehst jetzt schön wieder nach Hause — und bis ich wieder komm', kriegst ein silbernes Nixerl in ein' goldenen Büchserl, willst?"

Da lief der Friedl nach Hause so schnell er konnte und erzählte der Mutter, daß er ein silbernes Nixerl in ein' goldnen Büchserl kriegen sollte.

Er erzählte davon der Katze Minka, der grünen Bank und der Schopfente; er träumte bei Nacht davon und malte sich tagsüber die unsagbaren Schönheiten des Nixerls aus. Er wartete ein paar Wochen darauf und war stolz wie ein König. Schließlich hielt er's nicht mehr aus. Er ging zu dem reichen Herrn Koppe und verlangte sein silbernes Nixerl im goldenen Büchserl. Da lachte der schrecklich und sagte: „Aber dummer Friederl, das giebt's doch gar nicht. Ein Nixerl, das ist eben nichts. Nein, dummer Friedl, dummer Friedl!"

Da schlich der dumme Friedl ganz still nach Hause und setzte sich zur Entenpfütze. Und alle rothen und gelben und blauen Blumen lachten und die Katze Minka und die Bank, die Schopfente und ihre Kinder, sie alle lachten über den dummen Friedl. Der aber hielt die Händchen vor's Gesicht und weinte.

— — — — — — — — — — —

Dies war die Geschichte, die der Friedl als alter Mann noch oft erzählt; und immer setzte er hinzu: „Warten gar Viele auf ein großes Glück und sind stolz wie ein König und kriegen nur — ein silbernes Nixerl in ein' goldenen Büchserl —"

Die kleinste Republik in Europa.

Auf die Frage nach dem kleinsten europäischen Staatswesen mit republikanischer Verfassung würden die meisten Menschen, der Geographiestunde auf der Schule gedenkend, gewiß antworten: San Marino und Andorra. Tatsächlich aber sind Marino mit seinen 32 Quadratmeilen und 10,316 Einwohnern und Andorra mit seinen 175 Quadratmeilen, aber nur 5231 Einwohnern geradezu Großmächte im Vergleich zu der Republik Tavolara. Man tritt dem Wissen des geehrten Lesers wohl kaum zu nahe, wenn man annimmt, daß der Name dieses nach den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwalteten Ländchens noch niemals zu seinen Ohren drang. Denn kein Schulbuch gibt von ihm Kunde, und auf keiner der bei uns gebräuchlichen Karten findet man es. Dazu ist es zu klein.

Die Republik Tavolara ist eine Insel. Sie liegt etwa acht bis neun Seemeilen vor der Ostküste von Sardinien und ist nicht mehr als 9 Quadratmeilen groß, auf denen 50 bis 60 Menschen leben. Im Jahre 1830 übertrug König Karl Albert von Sardinien das unbeschränkte, souveräne Eigentum der Insel der Familie Bartoloni. Diese erklärte die Insel allsogleich zum Königreiche, und eins ihrer Mitglieder bestieg als König Paul I. den Thron von Tavolara. Paul I. regierte nicht weniger als 50 Jahre lang zu voller Zufriedenheit seiner Untertanen. Er starb 1882 und sprach auf dem Todtenbette den Wunsch aus, man möchte ihm keinen Nachfolger geben. Ja, dieser König war eigentlich ein Anarchist, denn er erklärte es für das beste, daß Tavolara sich ohne jegliche Regierung behülfe. Und so geschah es. Ein Thronprätendent trat nicht auf, und vier Jahre lang, bis 1886, lebten die Tavolaraner ohne alle Obrigkeit. Auf die Dauer scheinen sie indessen doch die Schattenseiten dieses Zustandes empfunden zu haben. Es gab Streitigkeiten, die zur Proklamierung der Republik führten. Italien erkannte 1891 die Republik Tavolara als selbständiges Staatswesen an. An der Spitze der Verwaltung von Tavolara steht ein Präsident der Republik, der sich aber von seinen Kollegen, den Herren Fallieres und Taft, dadurch unterscheidet, daß er keinen Cent Gehalt bezieht.

Vergessen.

Erzählung von Theodor Hoffmann.

Paul Sernow, in Firma Sernow & Co., war in arger Geldverlegenheit. Eine Spekulation, auf die er alle Hoffnungen gesetzt hatte, war wider Erwarten fehlgeschlagen; jetzt war Ultimo vor der Thür, die Rückstände sollten gezahlt werden, und es waren keine tausend Mark in der Kasse. Was nun beginnen?

Rathlos ging er in seinem Bureau umher. Wohl zum sechstenmal durchsah er die mit Bleistift gemachten Notizen; aber alles war umsonst, das Defizit war da, und eine Deckung dafür fehlte.

Grauenvoll stand die Zukunft vor ihm. Er war ruinirt. Zwei Wege nur blieben: der Bankerott oder der Revolver.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und ein Schauer durchrieselte ihn. So jung, noch keine dreißig Jahre, und solch ein Ende! In stummer Verzweiflung warf er sich auf das Sofa, preßte die Hände an die Stirn und stierte rathlos vor sich.

Plötzlich trat jemand ein. Louis Jensen, sein alter Jugendfreund war es; fast erschrocken trat er näher.

Paul stand sofort auf und begrüßte voll Verlegenheit den Freund, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte. Früher waren sie eng befreundet gewesen, dann aber hatte Paul andern Verkehr, da der Freund ihm zu einfach und altmodisch erschien.

„Dich wundert mein Kommen?" fragte der Freund.

Verlegen entgegnete Paul: „Ich muß mich entschuldigen, daß ich so lange nicht bei dir war!"

„O, dazu hast du keine Ursache, unsere Wege gehen ja nicht nebeneinander, jeder geht ja heut seinen eigenen Interessen nach, Der Kampf ums Dasein läßt uns ja keine Zeit übrig."

Zustimmend nickte Paul, wurde aber nur noch mehr verlegen.

„Ich bin auch nicht gekommen, dir deshalb Vorwürfe zu machen, lieber Paul, nein, ich komme, dir zu helfen."

Der junge Bankier fuhr zusammen und starrte den Freund an.

Dieser nickte lächelnd: „Ja, ja, mein Junge, ich weiß alles, ich kenne deine Lage, du bist vor dem Ruin. Und eben deshalb bin ich hier. Also wie viel brauchst du?"

Noch immer fand Paul keine Worte.

So sprach der Freund weiter: „Damit du also Klarheit hast, ich weiß es von meiner Schwester Frida; die ist, wie du nicht zu wissen scheinst, in dem Bankgeschäft von Wolter als Buchhalterin angestellt; dort hat man deine Vornahmen und deine Lage besprochen, und da hat sie mir alles wieder erzählt."

Jetzt war Paul niedergeschlagen. Ein neuer Vorwurf traf ihn. Denn dies junge Mädchen war dereinst seine heimliche Verlobte gewesen, er hatte sich aber auch von ihr zurückgezogen, weil er eben höher hinaus wollte. Und nun kamen diese beiden so Vernachlässigten und boten ihm Hilfe an, die ihn vom Untergang retten konnte. Das beschämte ihn tief.

„Also sprich frei von der Leber 'runter", sagte Louis, „wieviel brauchst du?"

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte ihm Paul den Zettel hin, vor dem er bis jetzt gebrütet hatte.

„Alle Wetter! 26,000 Mark! Darauf war ich nicht gefaßt", sagte der Freund.

Angstvoll und zitternd sah Paul ihn an. Schon drohte auch die letzte Hoffnung wieder zu versinken.

Doch der Freund besann sich und sagte kurz entschlossen: „Ich gebe dir das Geld; morgen Mittag kannst du darauf rechnen. — Aber ich muß dich warnen, Paul, laß dich nicht wieder auf so leichtsinnige Unternehmungen ein. Ich gebe dir fast die Hälfte meiner Ersparnisse. Ich vertraue dir, wirthschafte gut mit dem Gelde, bedenke, daß ich es meiner Familie entzog, um dir zu helfen!"

Und Paul umarmte den Freund, und mit thränendurchzitterter Stimme entgegnete er: „Nie, niemals werde ich dir dies vergessen, lieber Louis! Ewig dankbar will ich dir dafür sein, du hast mir ja die Lust zum Leben wiedergegeben! Du guter, lieber Mensch!" — und er umarmte und küßte den Freund. — — —

Ein Vierteljahr später.

Das Haus Sernow & Co. steht wieder fest und sicher da. Die Schlappe von ehedem ist ausgeglichen, und seitdem ist Paul vorsichtig geworden. Aber er arbeitet jetzt mit Glück, denn seine Verbindungen sind geradezu glänzende geworden. Es geht auch schnell aufwärts.

Natürlich glüht in seiner Brust noch immer die Flamme der Dankbarkeit für den uneigennützigen Freund, aber davon spricht er zu niemand, und wenn es irgend angeht, meidet er auch die Nähe des Freundes, denn er hat das leise Gefühl, als schäme er sich vor diesem schlichten Menschen.

Auch bei Fräulein Frida hat er herzlichst sich bedankt.

Er hat sie einigemal ins Theater geführt, ist auch zuweilen mit ihr spazieren gefahren, als er aber merkte, daß sie den vertraulichen Ton von ehedem wieder anschlug, hat er sich nach und nach von neuem zurückgezogen, — denn sie zu heirathen, daran dachte er auch jetzt noch nicht. Das hieße doch die Dankbarkeit ein wenig weit treiben, zumal jetzt, wo er doch bald genug eine glänzende Partie machen konnte.

Einmal indessen kam er allmonatlich mit den beiden Geschwistern zusammen, das war schon nicht zu umgehen, nur war er stets froh, wenn seine Geschäftsfreunde von diesen nichts erfuhren, — eine Empfehlung für ihn wäre das gewiß nicht, meinte er stets mit spöttischem Lächeln. — — —

Ein Jahr später.

Louis Jensen ging mit seiner Frau über den Opernplatz. Es war eine Minute vor Beginn der Oper.

„Geht da nicht dein Freund Sernow mit der Familie Wolf zusammen ins Opernhaus?" fragte die Frau.

Gleichmüthig nickte Jensen nur.

„Aber er grüßte dich doch gar nicht?"

„Er wird uns nicht gesehen haben."

Pause. — Beide denken nach. Dann die Frau: „Sag' mal, ich dachte, der Sernow würde einmal die Frida heirathen?"

„Ja, das bildete ich mir auch ein, aber wir scheinen uns geirrt zu haben."

„Findest du nicht, Mann, daß Sernow uns jetzt auffallend vernachlässigt?"

„Liebes Kind, er hat so viele Verbindungen, denk' doch nur, wie groß sein Geschäft geworden ist!"

„Ja, ja, das schon, aber er ist dir doch Dank schuldig, lieber Louis."

Jensen zuckte die Schultern. „Er hat ja vor acht Tagen alles zurückgezahlt."

„Aber damals hast du ihn doch vom Untergang gerettet!"

Jensen nickte mit wehmüthigem Lächeln. „So etwas vergißt man gar bald!"

„Aber er ist doch dein Freund!"

„Ich fürchte, er ist es nicht mehr", sagte er und machte sich stark, denn Thränen wollten hochkommen. —

Zwei Jahre später. —

Ein glänzender Hochzeitszug schreitet durch die reichgeschmückte Kirche. Die Damen in prächtigen Seiden- und Brokat-Roben, funkelnd von Diamanten und andern echten Steinen, die Herren im Frack und Uniform, geschmückt im Glanz all ihrer Ordenssterne.

Paul Sernow führt die einzige Tochter des steinreichen Wolf an den Altar.

Im Mittelschiff der Kirche sitzen die Zuschauer, eng gedrängt, Kopf an Kopf, und halblaut wird die Unterhaltung geführt.

„Ja, der ist jetzt schöne 'raus", sagte eine dicke Dame. „Der hat jenug für dies Leben, zwei Millionen kriegt er ja mit."

Allgemeines Erstaunen und Kopfschütteln der Bewunderung.

„Aber der hat's auch verstanden. Der ist een janz Schlauer! Früher, ach du meine Jüte, da hätten Sie'n mal sehen sollen, das reine Elend, sage ich Ihnen! Ich kannte ja seine ganze Familie, kaum satt zu essen hatte sie!" —

Dann meinte eine andere:

„Er stand doch mal sehr an der Kippe, nicht wahr?"

Die dicke Dame nickte, als wisse sie alles. „So was vergißt man schnell", lächelte sie boshaft.

In diesem Augenblick kam das Brautpaar vorüber. Alles schwieg und staunte das Paar an.

Und ganz drüben in der Ecke, ungesehen von allen andern, saß ein alterndes Mädchen und drückte das Tuch ans Gesicht.

„Aber Frida, nimm dich doch zusammen", sagte ihr Bruder, der hinter ihr stand.

„Ach, Louis", flüsterte sie, „ich habe ihn ja so heiß geliebt."

Da ertönte laut des Predigers Stimme und ebenso laut sprach der junge Bräutigam sein „Ja".

Ganz hinten aber saßen die Geschwister und blickten durch thränenumflorte Augen auf all' den Glanz, der sie nun auf immer von dem Freunde trennte.

Eine chinesische Rarietät.

Als der bekannte chinesische Pädagoge Dr. Ding noch ein Kind war, versprach er seiner Mutter, drei seiner Fingernägel nie schneiden zu lassen, sondern den einen der „Macht des Himmels", den zweiten der „Macht der Erde" und den dritten dem Kon-fu-tse zu weihen. Sie sehen jetzt so aus, wie unser Bild zeigt. Ein amerikanischer Sammler hat dem Dr. Ding vergebens $1000 für seine Nägel geboten.

Ein Küßchen in Ehren

„Ein Küßchen in Ehren — kann Niemand verwehren", sagt das Sprichwort ermunternd, aber daß ein Kuß sogar eine beträchtliche Summe Geldes einbringt, gehört gewiß nicht zu den alltäglichen Dingen. In England hinterließ kürzlich eine alte Dame, die unverheirathet geblieben war, ein Testament, in dem sie unter anderen Legaten auch die Bestimmung hinterließ, daß sie 500 Pfd. Sterling für Denjenigen bestimmt habe, „dessen Kuß unter dem Mistelzweig sie niemals vergessen habe." Die Vorgeschichte dieser merkwürdigen testamentarischen Bestimmung besteht darin, daß die alte Dame sich einst vor vielen Jahren in einer Weihnachtsgesellschaft befunden hatte, und daß in weiteren Verlauf des angeregten Abends ein lustiger Schulbub hinter den Stuhl der schon etwas ältlichen Dame trat, den kleinen Mistelzweig in der Hand über ihren Kopf hielt und ihr einen tüchtigen Kuß aufdrückte. Sie lachte und drohte zwar, ihm die Ohren abreißen zu wollen, aber das Kompliment des jugendlichen Anbeters hatte ihr doch gefallen. Die Jahre gingen hin, aus dem Schulbuben war ein Mann geworden, dem es im Kampfe um das Dasein nicht gut erging und der höchst erstaunt und zugleich erfreut war, als er eines Tages von einer großen Rechtsanwaltsfirma die Nachricht bekam, daß eine von ihren Klintinnen ihm 500 Pfd. Sterling hinterlassen habe.

Höflichkeit bei Kindern.

Eltern, die ihre Kinder zur Höflichkeit erziehen, erziehen sie zur Menschenliebe, flößen ihnen Rücksicht und Achtung gegen ihre Nebenmenschen ein und wirken dadurch am kräftigsten der natürlichen Selbstsucht entgegen, welche so leicht geneigt ist, das eigene Ich als Mittelunkt zu betrachten. Indem die Eltern ihre Kinder zur Höflichkeit erziehen, sorgen sie dadurch aber auch am besten für ihren eigenen Frieden, für ein glückliches Familienleben, — während hingegen diejenigen, welche ihren Kindern ungerügt Unhöflichkeiten hingehen lassen, sei es gegen sie selbst oder gegen Fremde, es sich allein zuzuschreiben haben, wenn der Mund der erwachsenen Söhne oder Töchter nicht immer Worte der Ehrerbietung spricht. Das Kind, welches von der ersten Jugend an gewöhnt wird, um jede Gabe zu bitten und sich auch für die kleinste zu bedanken, wird auch in späteren Jahren sich scheuen, von den Eltern anders als bittweise die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen, während im entgegengesetzten Falle der erwachsene Sohn, die erwachsene Tochter nur zu oft ein Recht zu haben glauben zu fordern, und selbst bei wirklichen, ihnen von den Eltern gebrachten Opfern den Dank vergessen.

Serenissimus.

Nach dem Hofconcert wird Seiner Erlaucht der bedeutende Künstler vorgestellt, der dem Abend erst die rechte Weihe gegeben hat. „Spielen Sie nur, äh, Klavier, mein Lieber?" lautet die huldvolle Ansprache.

„Nein, Erlaucht, ich spiele auch Geige."

„Sehr nett, äh, wirklich sehr nett, da können Sie sich ja selbst begleiten."

Böses Gewissen.

Pferdehändler: „Dieses Schimmelgespann kann ich Ihnen besonders empfehlen."

Parvenu (leise zu seiner Gattin)): „Woher nur dieser Mensch weiß, daß ich früher Bäckermeister war!"

„Gestatten gnädiges Fräulein: ich bin der bewußte Herr mit dem Forterrier."

„Sie? — Ach — also Sie sind es wirklich?"

„Sie scheinen enttäuscht, meine Gnädigste?"

„O nein — bewahre — im Gegenteil: ich finde den Fox wirklich ganz allerliebst...."

Hans (auf dem Bahnhof): „Jetzt wird der Zug wohl bald kommen, Mama; sieh nur, dort die ganze Familie spitzt schon den Mund!"

Verbessert.

„..... Zeiserl heißen Sie? Erlauben Sie mir, wenn man einen so lächerlichen Namen hat, sucht man doch um Namensänderung nach!"

„Ist bereits geschehen! ..... Früher hab' ich Gimcl geweißen!"

In der Trambahn.

Schaffner: „Die Herrschaften müssen zusammenrücken; auf dieser Bank sitzen nur vier, und drüben sechs Personen!"

Fahrgast: „Ja, das sind drei Brautpaare; wir sind aber zwei Ehepaare!"

Erklärt.

„.... Sie geben an, dem Kläger eine Ohrfeige gegeben zu haben, weil er Sie vor fünf Jahren ein Rhinozeros genannt hat. Das klingt doch recht unwahrscheinlich, Huberbauer!"

„Ja, wissen S', ich bin heuer in a' Menagerie 'kommen, und da hab' ich zum erstenmal so a' Vieh' g'seh'n."

Ein Gemüthsmensch.

A.: „Hans Martens will mich um hundert Mark anpumpen. Soll ich sie ihm geben?"

B.: „Ach bitte, thu' es! Du thust mir einen persönlichen Gefallen damit."

A.: „Dir? Wieso denn das?"

B.: „Ja! Wenn Du sie ihn nicht giebst, dann kommt er sicher zu mir!"

Schlechte Ausrede.

Frau (zum Gatten, der erst Morgens heimkommt): „.... Wenn Du schon den Kometen beobachten wolltest — der ist doch um drei zu seh'n! Wieso kommst Du da erst jetzt nach Hause?"

Gatte: „Ja, dann sind wir noch in's Stadtparkrestaurant gegangen, da wollten wir eine Nachtigall singen hören!"

Luftschiffer-Schnadahüpfln.

Ein Bett that auf Reis'n
Ein jeder sonst lob'n:
Jetzt schlafen s's am liebst'n
Auf'm Heuboden drob'n.
In's Kellerloch legt' man
Sonst 'n Schlüssel vom Haus:
Heut' nimmt man 'n bei der Heimkehr
Aus d'r Dachrinnen 'raus.
Ein Reis'onkel neulich
Die Lüfte durchzog:
's war 's erstemal im Leb'n,
Daß ohn' Hausknecht er flog.

Splitter.

Nicht immer braucht man Röntgen-Strahlen, um jemandem durch die Finger zu sehen!"

Kleiner Wink.

Schneider: „Lieber Herr, wie wäre es, wenn Sie nicht nur die von mir bezogenen Kleider, sondern auch Ihre Schulden abtrügen!"

Boshaft.

„Der Bühne bleibt Ihre Braut doch treu, wenn Sie heirathen?"

„Welche Frage; ohne die Kunst kann sie nicht leben!"

„Ja, ja, und erst zu zweit —"

Ernst ist das Leben.

Fritz kommt mit zerkratztem Gesicht, blutender Nase, zerfetztem Rock und zerrissenen Hosen nach Hause. „Wie oft habe ich Dir nun schon verboten", schilt die entsetzte Mutter, „mit Nachbars Karl, dem ungezogenen Jungen, zu spielen!"

„Sehe ich aus", heult Fritz, „als wenn ich gespielt hätte?"